

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 231 Bydgoszcz / Bromberg, 8. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Runemark zündete sich eine Pfeife an. Er war heute sehr schweigsam.

„Freust du dich nicht, daß du morgen in Urlaub gehen kannst?"

„Natürlich."

„Aber? Irgend etwas stimmt heute abend nicht mit dir."

„Ich habe einen unangenehmen Brief vorgefunden, als ich heute nachmittag nach Hause kam."

„Geld?"

„Nein. Von meiner Schwester."

„Ich dachte, die ist irgendwo in Rußland verschollen."

„Dachte ich auch. Sie lebt noch. Aber wie."

„Hast du ihn da?"

Runemark zog den Brief heraus und reichte ihn dem Major.

„In Helsingfors aufgegeben. Sonderbar. Weiß der Kuckuck, wie sie ihn nach Helsingfors hat befördern können."

Der Major setzte sich auf die Couch und begann zu lesen:

„Mein lieber Bruder Gösta!

Ja, Gösta, wir leben noch. Und Du wirst sicher erstaunt sein, endlich von mir zu hören. Freilich habe ich verschiedene Deiner Briefe erhalten, aber ich wollte, ich konnte nicht antworten. Ich kann Dir auch jetzt nicht alles sagen. Diese Zeilen nimmt ein liebes Mädchen mit, das öfters zu ihrer Tante, einer Freundin von mir, zu Besuch kommt. Sie sagt, sie könne es machen. Ob sie Dich erreichen, weiß ich nicht.

Ja, wenn ich nicht Sowjetbürgerin geworden wäre. Aber Axel wollte es so haben. Jetzt ist er auch anderer Ansicht. Er sagt freilich nichts. Aber ich weiß es. Die ersten Jahre ging es uns verhältnismäßig gut, Axel und ich zogen dann hierher nach Petrosavodsk, er bekam eine schöne Stellung in der Leitung der Elektrizitätswerke, wir haben hier so viele davon. Aber in der letzten Zeit wird es von Tag zu Tag schlechter. Es kommen immer mehr Leute aus Moskau. Axel hat bald gar nichts mehr zu sagen. Er ist sehr traurig, aber er sagt nichts. Du kennst ihn ja.

Ich habe mich immer so durchgeschlängelt. Ich habe schon lange aufgehört, öffentlich tätig zu sein. Zuerst hatte ich einen kleinen Kindergarten. Dann wurde ich krank, und als ich wieder gesund war, war meine Stelle mit einer Moskauerin besetzt. Jetzt habe ich gar nichts. Ich könnte einen kleinen Posten in der Verwaltung bekommen, aber wie lange? Ich will gar nicht. Mir ist alles so leid. Ja, wenn wir nicht Sowjetbürger geworden wären! Dann könnte ich jetzt sagen: Adieu! Aber ich weiß nicht, ob Axel mit mir ginge. Und er ist schließlich mein Mann. Und jetzt auf mein Alter bekomme ich erst ein Kind –"

„Wie alt ist sie denn?" fragte der Major.

„Sie wird jetzt 37 sein, ja, das stimmt, sie ist sechs Jahre jünger als ich."

„— Du weißt ja, das liegt bei uns in der Familie. Denke an die Mutter. Ich weiß jetzt nicht, soll ich sagen, daß dies schön ist oder schlimm. Ich kann oft überhaupt nicht mehr richtig denken. Manchmal denke ich: es ist ja alles ganz gleich. Aber dann denke ich natürlich wieder an Axel. Und jetzt an das Kind. Es ist furchtbar.

Du wirst es sicher schön haben. Natürlich. Hätte ich Dir damals gefolgt! Aber Du weißt ja, wie wir sind. Jetzt ist es zu spät. Denke nicht bös von mir. Ich habe alles gebüßt. Mehr kann ich Dir nicht sagen. Das Furchtbare ist, daß ich Dich niemals wiedersehen werde. Aber ich habe Dein Bild ganz genau vor Augen. Mich würdest Du wahrscheinlich nicht wiedererkennen. Ich bin sehr alt geworden. Ich habe schon ziemlich viele graue Haare. Stell Dir das vor! Und damit soll ich jetzt Mutter werden.

Lebe wohl, Gösta. Und denke an mich. Es ist besser, Du versuchst nicht zu schreiben. Das ist nicht gut. Mit den herzlichsten Grüßen Deine Brita. — Axel weiß nichts von diesem Brief. Es ist auch besser."

Der Major faltete den Brief langsam zusammen und gab ihn Gösta wieder zurück.

„Nicht gerade nett", sagte er dann.

„Nein."

„War aber selber schuld."

„Freilich, aber —"

„Verstehe schon. Die einzige Schwester. Dumm."

„Und nichts zu machen."

„Gar nichts."

„Jetzt erst recht, wo sie ein Kind bekommt."

„Eben."

„Vielleicht hilft ihr das ein wenig über das Elend hinweg."

„Glaube ich nicht."

„Warum?"

„Nun, nach ihrem Brief zu schließen."

Der Major zündete sich eine Pfeife an.

„Hm", sagte Runemark.

Da merkte der Major, was los war. „Kannst ja trotzdem darüber nachdenken. Vielleicht fällt mir auch etwas ein."

So, jetzt wußte man, daß er seinen ganzen Stolz dreinsetzen würde, daß ihm wirklich etwas einfiele. Damit war Runemark zufrieden. Es war immer gut, wenn sich zwei die Köpfe gleichzeitig über etwas zerbrachen.

„Glänzend!" ertönte nun die Stimme Hammarlunds. Die beiden sahen hin. Er hatte einen vor Erregung roten Kopf.

„Endlich wieder einmal große Lyrik!"

„Lyrik. Hm. Freilich, das war etwas für Hammarlund.

„Von wem?" fragte der Major. Er hatte da in der Literatur seine bestimmte Namen, die kannte er, die bildeten

sozusagen die Pfeiler für den Tempel seiner Weltanschauung. Dabei war der Major durchaus nicht engherzig. Es kam oft genug vor, daß er neue Pfeiler einsetzte. Nur passen mußten sie.

„Malmberg".

„Hm". Den kannte er nun ja von einigen Sachen her, aber so arg bedeutend war er ihm bis jetzt nicht erschienen.

„Der hat's erfaßt", sagte Hammarlund beinahe freudig.

„Was?"

„Augenblick — hier ist eins, das scheint mir bezeichnend, ich lese es euch vor."

Und Hammarlund deklamierte, mit sehr angenehmer Stimme und ohne die Skandierungen so schulmäßig zu betonen:

Der letzte Weg — es kann uns niemand retten —
Führt in den Abgrund. Denn wir sind verloren.
Schon stehen andre Rassen vor den Toren.
Aasgeier kreisen über unsren Städten.

Wir schreiten nicht, wie wir dies manchmal wähnen,
Zu neuem Morgenrot mit neuen Fahnen.
Verdorrt ist unser Mark. Schlaff sind die Sehnen.
Wir tragen eine Last von vielen Ahnen.

Und treiben Handel mit ererbten Schreinen,
Mit blinden Perlen, sterbenden Opalen.
Und wenn wir bauen, bauen wir mit Steinen
Von alten abgebrochenen Kathedralen.

Was helfen Schwerter, wenn sie noch so blitzen —
Wir haben keine Kraft mehr, sie zu führen.
Die stolzen Länder werden wir verlieren,
Wir werden niemals mehr die Welt besitzen.

Hammarlund sah auf. Gespannt. Erwartungsvoll. Was die beiden dazu sagen würden.

„Hm", meinte der Major. „Nicht schlecht. Kraft hätten wir schon noch" — er klopfte sich mit seiner flachen Linken an den rechten Oberarm. „Wir Alten wenigstens —"

„Aber keine Gelegenheit, sie anzuwenden", fiel Runemark mit bitterem Ton ein.

„Auch das. Aber die Jungen! Schau dir doch den Hammarlund an — von Jahr zu Jahr werden die Burschen kleiner und schmächtiger. Ein bedenkliches Zeichen. Aber freilich, wo sollen die Mütter die ruhige Milch hernehmen bei diesem Leben! Auf die Tanzbahn müssen sie gehen, das Fuselgeschmier in diesen verfluchten Magazinen müssen sie lesen — freilich, natürlich. Kein Wunder, wenn da die Milch ausbleibt, wenn sie unruhig wird und kraftlos."

„So schlimm ist es denn doch nicht", meinte nun Hammarlund. Da mußte er sich nun wirklich verteidigen. „Dafür sind wir um so zäher. Schau nur einmal unsere Sportsleute an!"

„Sport hin und Sport her — alles ganz gut. Aber sag mir doch einmal, mein lieber kleiner Hammarlund, was hat denn das viel zu sagen, wenn einige wenige aus der Menge durch irgend eine besondere körperliche Leistung herausragen? Für das Volk gar nichts. Und außerdem — wie lange sind denn diese wenigen wirklich in der sogenannten Hochform? Ein paar Jahre. Dann ist es wieder aus. Wie lange aber waren unsere alten Krieger in Hochform? He? Noch mit eisgrauen Bärten! Jawohl. Also irgend ein kleiner Unterschied muß da schon vorhanden sein, nicht wahr, Herr Leutnant? Ich meine nur. So ein ganz kleiner. Nebensächlicher. In euren Augen."

So, jetzt war der Major in seinem Element. Diese heutige Jugend! Gar nichts mehr ist sie wert.

Auf die Argumente des Majors wußte Hammarlund nun tatsächlich nichts zu erwidern. Wenn man es richtig bedenkt, stimmt das mit den alten Kriegern. Und das ist noch gar nicht so lange her. Das waren noch Kerle. Stimmt — ein Unterschied ist vorhanden.

„Schau dir die Kerle an, die Karlfeldt besingt", sagte der Major. „Wo sind sie denn heute? Freilich — es gibt noch welche im Land. Im Stillen. Haben nichts mehr zu sagen. Heute nicht mehr. Das ist es ja eben."

Es bestand kein Zweifel darüber, daß sich der Major selbst zu diesen „Kerlen" rechnete. Die nichts mehr zu sagen haben.

Aus dem Schweigen, das nun folgte, ging hervor, daß sich alle drei im großen und ganzen einig waren. Über die „unruhige Milch", wie der Major all das genannt hat, was Malmberg in seinen Strophen ausdrücken wollte.

„Schön —", sagte Hammarlund jetzt wieder. „Hier noch eins."

Unmerklich kreist des Lebens Himmelsrunde
Und langsam drehn sich seine Hemisphären.
Bald offenbart die mitternächtige Stunde
Der Urzeit doppelsinnige Chimären.

Das Kreuz, es stürzt. Sein Zeichen wird verschwinden.
Es löst den Menschen von den Treuepflichten
Und überläßt den Raum in den vier Winden
Den Götterwesen mit den Tiergesichten.

Heiliges Beben wird die ganze Erde
Vor jenem Urzeitmorgen dann erschüttern.
Magische Trommeln weisen uns die Fährte
Zum letzten Abgrund oder zu den Müttern.

„Eine großartige Vision", meinte Runemark. Und lächelnd fügte er hinzu: „Da haben wir ja auch die Mütter."

„Ja", sagte der Major, „und zwar in jeder Bedeutung des Wortes. Ich habe es ja vorhin schon gesagt." Das sollte nun heißen: schaut einmal an, da ist dieser Malmberg auf denselben Gedanken gekommen wie ich selbst. Und damit war Malmberg bei dem Major anerkannt.

Sie tranken und schwiegen.

Hammarlund blätterte jetzt in einem anderen Buch.

„Wer ist Arvid Mörne?" fragte er jetzt.

„Finnlandschwede. Kennst du nicht? Traurig." Der Major schüttelte den Kopf. Er war immer sehr froh, wenn er sich überlegen zeigen konnte.

„Der sagt ja beinahe dasselbe wie Malmberg. Paßt einmal auf, da läßt er drunten einen Hirten in den Pyrenäen im Schatten eines alten Gedenksteins Rast halten, auf dem noch die Kunde von Roland und seinem Horn verzeichnet ist, und dann sagt er:

Soll einst die Fahrt durch tausend Sonnenwenden,
Soll einst auch unsre stolze Wikingfahrt,
Als hätte sie sich niemals offenbart,
Spurlos im Dunkel toten Schweigens enden?

„Aufgesogen werden wir, aufgesogen von dem asiatischen Polypen!" rief der Major. „Richtig aufgesogen. Die Finnländer wissen das besser als wir. Obwohl wir es dank unserer hervorragenden Intelligenz und unserer weltgewandten Erfahrung — ja, was fehlt denn noch, um als gebildeter Durchschnitts-Svensson gelten zu können? Obwohl wir es eigentlich noch viel besser wissen müßten!

„Uns fehlen Veteranen", sagte Runemark. „Wie in Finnland. Oder in Deutschland. Oder in Frankreich. Die ihren Kindern und Enkeln die Narben zeigen könnten."

Hast recht, Runemark. Aber vielleicht werden wir es selbst noch."

„Nur, daß es dann zu spät sein wird."

„Hm."

„Was meint ihr denn eigentlich jetzt?" fragte Hammarlund.

„Da, schau, Runemark! Da hast du es ja. Worte, die für uns Welten bedeuten, verstehen diese Jungen schon nicht mehr. Sag einmal, warum liest du denn überhaupt diese Gedichte, wenn du sie doch nicht verstehst?"

„Weil sie schön sind, weil sie wunderbare Bilder hervorzaubern."

„Tun sie — und sonst nichts?"

„Ja, bitte, ich bin dir natürlich dankbar für jede nähere Erklärung."

„Hm, hast wenigstens noch Anstand und Autoritätsgefühl."

Gegen Mitternacht waren sich die drei Herren restlos darüber einig, daß es heute eine verteufelt schwierige Angelegenheit sei, ein guter schwedischer Offizier und zugleich ein guter schwedischer Bürger zu sein.

Und da Runemark außerdem immer wieder an den Brief seiner Schwester denken mußte, war die letzte Nacht vor seinem Urlaub sehr unruhig und mit allen allerlei beklemmenden Träumen erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Babylonische Verwirrung.

Erzählung von Maré Stahl.

Das Museum lag mit seinen riesigen Freitreppen in der Morgensonne, die sich in den polierten Granit-Sphinxen des Portals spiegelte. Ein paar Spatzen hüpften auf den Steintreppen umher, eine Amsel saß auf dem Kopf der marmornen Minerva und pfiff. Tauben zogen über dem grünen Kupferdach im blauen Himmel schwirrende Kreise, und der Pförtner Fröhlich warf einen ärgerlichen Blick auf die Köpfe der griechischen Philosophen, die von den respektlosen Vögeln weißgesprenkelt waren. Er stieß den kunstvollen Schlüssel in das gewaltige Schloß, öffnete mit einem gewissen Schwung die schwere Tür und begab sich auf seinen Posten.

Es dauerte nicht lange bis die ersten Besucher kamen: Reisende Ehepaare, Studenten, Fremde aus allen Ländern, Schulklassen, Professoren und junge Mädchen, die sich hier ein bequemes Stelldichein gaben.

Der Pförtner war, indes er den Eingang hütete, tief in Gedanken versunken und ärgerte sich über seine Frau, die seit Jahr und Tag behauptete, daß er noch einmal bei seinem Beruf überschnappen würde. Unglaublich war so eine Behauptung! Er sah sich in der Halle um, von der Treppen nach allen Seiten hinaufstrebten. War das nicht ein angenehmer Aufenthalt? Überall gab es Büsten, Standbilder, Säulenkapitäle, ganz und zerbrochen, Urnen, Mauerreste und Sarkophage. Der typische Museumsgeruch nach Staub und präpariertem Stein stieg ihm in die Nase. Er mußte niesen.

„Gesundheit!" sagte eine freundliche Stimme.

„Ach, Sie sind's, Herr Doktor", sagte Fröhlich und drehte sich um, während er sein großes weißes Taschentuch umständlich aus der hinteren Rocktasche zog.

Der junge Mann im weißen Kittel lächelte ihn an. Er trug das Modell eines Ammon-Tempels in den Händen, das unter Glas gesetzt werden sollte. Man sah die spielzeughaften Säulenreihen, zu denen winzige Stüfchen aus Gips hinaufführten, Alleen von Bäumen von gefärbtem Island-Moos, das auf Hölzchen gespießt war, und einen Teich aus Spiegelglas.

„Nein, Herr Doktor", sagte Fröhlich, „wie Sie das immer nur so fertig kriegen — verlieben könnte man sich in diese Dinger!"

Der Doktor lachte. „Nun — gerade verlieben", meinte er, „mir wäre es viel angenehmer, man verliebte sich in mich."

„Ja, die jungen Leute —", seufzte der Pförtner, „die wissen ihre eigene Arbeit gar nicht zu schätzen." Damit lief er besorgt vor dem Doktor her und öffnete die Tür zu dem großen Präpariersaal, in dem ein sinnvoll krauses Durcheinander herrschte, und stand noch ein Weilchen fürsorglich da, bis der junge Assistent das Modell glücklich auf dem großen Arbeitstisch niedergesetzt hatte. Dann ging er auf seinen Posten zurück.

Der Besucherstrom floß, tröpfelte und versiegte dann — es ging auf den Nachmittag zu, und Fröhlich gähnte verstohlen. Die Garderobenfrau im Hintergrund der Halle gähnte laut, und Fröhlich warf ihr einen mißbilligenden Blick zu. Diese Person hatte nie Respekt vor der Wissenschaft gehabt! Trotzdem fielen ihm beinahe die Augen zu, und er mußte sie ganz groß aufreißen, als die Stimme des Professors Schwarz neben ihm erklang.

„Herr Fröhlich", sagte der Professor, und sein kleiner, gestutzter weißer Bart zitterte leicht beim Sprechen, „wenn Sie fertig sind, gehen Sie bitte nicht gleich fort, ich habe noch eine kleine Beschäftigung für Sie." Er klopfte dem Cerberus freundschaftlich auf die Schulter und trippelte eilig fort.

Die Glocken der Aufseher tönten durch Gänge und Säle, und das Museum leerte sich schnell. Die Aufseher gingen fort, auch die Garderobenfrau packte zusammen, und Fröhlich schloß hinter allen ab. Dann ging er die große Treppe hinauf an den in pompejanischem Rot gehaltenen Wänden vorbei und beschloß, ehe er zu dem Professor ins Dachgeschoß hinaufstieg, noch einen Blick auf sein geliebtes babylonisches Tor zu werfen. Er durchquerte mehrere Säle, trat auf einen Gang, beugte sich über eine Brüstung und sah das Tor und die große Feststraße, die darauf zuführte, in Weiß, Blau und Gold unter sich liegen.

Er stand eine ganze Weile und weidete sich an dem Anblick. Dann ließ er sich für einen Augenblick auf eine Steinbank sinken und gähnte. Wie heiß es heute war und wie angenehm kühl die Steinbank! Ein ganz klein wenig schloß er die Augen.

Er war nur „ein ganz klein wenig" eingenickt, als er ein Geräusch hörte. Sein hellhöriges Ohr spitzte sich: kein Zweifel, — das waren Menschenschritte! Vielleicht der Professor — beruhigte er sich. Aber der Laut nahm an Stärke zu, es waren unzweifelhaft viele Menschen, die dort gingen — sollte er um Himmelswillen eine ganze Schulklasse hier eingeschlossen haben? Er erhob sich und spähte vorsichtig über die Brüstung nach unten.

Im selben Augenblick prallte er entsetzt zurück — da unten gingen allerdings viele Menschen, aber nicht etwa eine Schulklasse oder eine Reisegesellschaft, sondern alte Babylonier!

Er setzte sich verstört wieder auf die Bank und griff sich an die Stirn. Fieberte er vielleicht oder träumte er? Er erhob sich mit zitternden Knien und starrte auf die bunte Gesellschaft, die in langwallenden Gewändern, mit merkwürdigen bunten Kappen über bärtigen Gesichtern, mit fransenbesetzten Schärpen, die auf die Sandalen herabwallten, dort unten ihr Wesen trieb.

Sie sprachen miteinander. Fröhlich lauschte angestrengt, aber sie murmelten so seltsam in ihre langen Bärte hinein, daß er kein Wort verstand; es war ja auch kein Wunder, es war Babylonisch, und der Name „babylonische Sprachverwirrung" schien also nicht umsonst zu bestehen.

Einige der Männer bewegten edelsteingeschmückte Fächer, andere trugen Schirme, wieder andere Schwerter und einige Fackeln. Bei dem Anblick der Fackeln wallte das Herz des Pförtners stürmisch auf: er wollte herunterrufen, daß dies feuergefährlich und zu unterlassen sei, aber er blieb stumm.

„Ich muß einschreiten", dachte er; dabei hielt er die Hand an die heiße Stirn, und mit schrecklicher Gewißheit fielen ihm die prophetischen Worte seiner Frau ein, die noch heute morgen behauptet hatte, daß er demnächst überschnappen werde.

Etwas schwankte aus einem Winkel hervor, es waren vier Männer, die etwas trugen. Jetzt sah es Fröhlich ganz deutlich: Es war eine Bahre! Er begann leicht mit den Zähnen zu klappern. Sie kam langsam näher. Jemand lag darauf: ein Mädchen!

Eine Blutwelle des Zornes schoß durch Fröhlichs Gesicht. Er hatte durchaus nichts gegen Mädchen, aber dieses Mädchen hatte ja fast gar nichts an. Nur so ein bißchen

Alarm!

Alarm! Alarm! Der Kampf beginnt
Der Hunger darf nicht siegen.
So lang wir Volksgenossen sind
Muß dieser Feind erliegen.

Alarm! Alarm! Der Winter kommt.
Jetzt heißt's sich wacker rühren.
Soll denn in trüber Einsamkeit
Der Bruder uns erfrieren? —

Alarm! Alarm! Das Christkind kommt
Mit seinen guten Gaben.
Soll'n unsre Kinder abseits stehn,
Soll'n sie denn gar nichts haben? —

Reißberg.

Laudgewinde um Stirn, Brust und Hüften, und der Pförtner Fröhlich vergaß beinahe seine Angst und wollte laut gegen den Unfug in diesen heiligen Hallen protestieren.

Die Bahre zog feierlich die lange Straße entlang auf das Tor zu, in dem inzwischen eine Veränderung vor sich gegangen war. Ein Riesenkerl in blau und rotem Mantel, goldbefranst und goldbetreßt, mit einem kronenartigen Kopfschmuck und einem Schwert in goldener Scheide, hatte sich dort aufgebaut. Neben ihm stand ein Mensch in weißem, wallendem Priestergewand und ein anderer mit Helm, nacktem Oberkörper und einem langen Messer.

Ein weißblaues Licht fiel plötzlich grell über die Gruppe, ein Gewirr von Rufen erhob sich und ein sausendes Surren. Der Mann im Purpur hob wie befehlend sein Schwert, der Priester streckte die Hände nach der Bahre aus — das Mädchen hatte die Augen weit und entsetzt geöffnet.

Ein nervöses Zucken bemächtigte sich der Glieder des Pförtners. Er trat einen Schritt weiter gegen die Brüstung vor und sah, wie der halbnackte Kerl zur Bahre trat, das blitzende Messer hob und mit einer langen, schwingenden Bewegung dem Mädchen die Kehle durchschnitt.

Fröhlich stieß einen gellenden Schrei aus, warf beide Arme in die Luft und stürzte wie ein Wahnsinniger durch die Säle zurück die Treppe zur Halle hinunter. Er zerrte den Schlüssel aus seiner Rocktasche, schloß zähneklappernd die Tür auf und wieder zu, rannte über den Platz vor dem Museum, bog zweimal um die Ecke des weitläufigen Gebäudekomplexes und stürzte in seine Wohnung.

Seine Frau war nicht da! Er sank auf einen Stuhl zusammen und beschaute sein verstörtes Gesicht im Spiegel. Wie er nur aussah — er war sicher übergeschnappt!

Er blickte mißtrauisch nach der Tür, die er von innen abgeriegel hatte, denn es war ihm gewesen, als ob nach seinem Schrei die ganze Versammlung der babylonischen Gespenster sich nach ihm umgedreht und auf ihn zubewegt hatte.

Plötzlich läutete der Fernsprecher. Er wagte lange nicht, ihn anzurühren, aber es schrillte immerfort. Endlich nahm er bebend den Hörer ab. „Herr Professor", stammelte er, als er die Stimme erkannte.

„Aber, Herr Fröhlich", sagte der Professor unwillig, „ich sagte Ihnen doch, daß Sie noch warten sollten. Kommen Sie sofort ins Museum zurück!"

„Auf keinen Fall!" sagte Fröhlich fest.

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht von dieser Seite", sagte der Professor verwundert, „Sie sind doch sonst gar nicht so. Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen schon kommen und die Gesellschaft herauslassen, die in der Babylonischen Abteilung gefilmt hat. Ich habe meine Schlüssel nicht bei mir."

„Eine Filmgesellschaft —", flüsterte Fröhlich und ließ den Hörer sinken. Er stand wie betäubt da. Das also war es! Dann faßte er sich. Aber er hatte doch niemand hineingehen sehen, dachte er empört und suchte nach seiner Mütze, die er in seinem Schreck irgendwohin geschleudert hatte. Diese Leute mußten in dem Augenblick gekommen sein, als er mit dem Assistenten in dem Präpariersaal gestanden hatte.

Etwas schloß an der Tür. Seine Frau kam nach Hause. Er schob den Riegel zurück. „Warum riegelst du dich denn ein?" fragte sie ärgerlich. „Und wo läufst du schon wieder hin?"

„Ins Museum", sagte er gravitätisch.
„Du schnappst doch noch über!" sagte sie mißvergnügt.

Plötzlich drehte er sich wütend um. „Du hast schuld", sagte er, „du hast mir das so eingeredet."

Die Frau sah erstaunt aus.

„Ach was —", sagte er und begab sich eilig ins Museum.



Bunte Chronik



Tintenklex enthüllt den Charakter.

Wissen Sie, was ein Tintenklex ist? Ist er nur ein ausgelaufener Tropfen Tinte oder ist er vielleicht der Schlüssel zum Erfolg oder zum Scheitern Ihres Lebens? Das hängt alles davon ab, wie Sie ihn deuten. Verbinden Sie die Ausdeutung des Tintenklexes mit der des Stils Ihrer Handschrift und dann werden Sie ein lückenloses Bild Ihrer persönlichen Anlagen, Neigungen und Charaktereigenschaften haben. Das wird einem jedenfalls auf dem III. Internationalen Kongreß für wissenschaftliche Graphologie klargemacht, der zurzeit in Paris stattfindet. Von einem Mitglied der amerikanischen Delegation dieses Kongresses wurden die Geheimnisse des Tintenklex-Tests enthüllt. Die Sache ist sehr einfach: Man nimmt einen Tintenklex vor und versucht, etwas in ihn hineinzusehen. Es gibt da drei Möglichkeiten: Entweder man erkennt in dem Klex irgend welche Konturen gegenständlicher Art oder man sieht die Umrisse irgend einer Gestalt nur in einem Teil des Klexes, Und schließlich kommt es darauf an, ob diese Gestalt sich in Bewegung befindet oder ob sie in Ruhestellung ist. Zu guterletzt: Ist es ein Tier, ein menschliches Wesen oder ein Gebäude? Der wissenschaftliche Graphologe wird dann die Ausdeutung, die man selbst dem Tintenklex gibt, mit einer Analyse der Handschrift des Betreffenden verbinden und dadurch zu einer vollkommenen Charakterdeutung gelangen. Je nachdem, ob man im Tintenklex Kaninchen sieht und wie man sein't kreuzt, wird man ein Schuft oder ein edler Mensch sein. Selbstverständlich unter Berücksichtigung all der übrigen Merkmale, die sich in der Handschrift vorfinden.

Wer erfand den Füllfederhalter?

Der Füllfederhalter wird meistens als eine amerikanische Erfindung des 19. Jahrhunderts angesehen. Es ist jedoch festgestellt worden, daß bereits im Jahre 1780 der deutsche Mechaniker Scheller in Leipzig einen Füllfederhalter unter dem Namen „Reiseschreibfeiler" in den Handel brachte. In Frankreich wird aber jetzt darauf hingewiesen, daß schon im Jahre 1725 ein Franzose einen richtigen Füllfederhalter gebaut hat. Als Quelle dafür wird ein Buch aus dem Jahre 1725 angeführt, von dem königlichen Ingenieur Bion verfaßt. Der Füllfederhalter heißt dort „plume sans fin" und besteht aus drei Teilen, ganz ähnlich wie der heutige, nur ist er viel primitiver zusammengesetzt.



Lustige Ecke



Der kleine Frechdachs läßt sich nicht entfernen.



„Ne, behalten Sie nur Ihr Kinobillett, ich steh' lieber hier und schau' euch zu!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.